

*Veronica chamaedrys* L.: *Ramularia pseudococcinea* Lindr., blattunterseits, durch rötlichen Filz auffallend, stellenweise.

*Viburnum opulus* L.: *Microsphaera alni* (DC.) Wint., mit Per.

\*

Die vorliegende Arbeit bildet eine Ergänzung zu der Veröffentlichung: „Schmarotzerpilzfunde aus Thüringen“, *Zeitschrift für Pilzkunde*, 14. Bd., 1930, S. 86—90.

### **Psalliota xanthoderma und Pequinii\*).**

Von Studienrat Julius Schäffer, Potsdam.

Der Münchner „Karbolheidechampignon“ ist für mich in vieler Hinsicht äußerst interessant. Die zahlreichen, guterhaltenen Pilze, die mir Herr Kollege Söhner zusandte, waren mir zwar im allgemeinen recht fremd durch ihre Kleinheit und ihre überwiegend helle Oberhaut, trotzdem zögerte ich keinen Augenblick, sie zu meinem Tinten- oder Perlhuhncampignon zu rechnen, 1. weil ich bei allen einen zwar leichten, aber für mich genug bestimmten Geruch nach Tinte wahrnahm (im ganzen wurde mir der Geruch auf meinem Schreibtisch rasch so lästig, daß ich sie leider schon beseitigt hatte, als der Begleitbrief eintraf), weil auch alle die kleinen Sporen und den auffallend glänzenden Stiel meines Perlhuhns aufwiesen; 2. weil einige Exemplare auch die charakteristische schwarzgraue oder braungraue Färbung meines Pilzes wenigstens auf der Scheibe zeigten. Ich nahm aber dabei an, daß es sich um eine etwas abnorme Ausbildung eines vereinzelt Fundortes handle, wie man es bei vielen Pilzen gelegentlich beobachten kann; ich erklärte mir sowohl die auffallende Kleinheit wie die mangelhafte Färbung und Schuppenbildung wie die fehlende Stielhöhlung aus ein und derselben Entwicklungsstörung. Ich war mir auch klar darüber, daß kaum jemand außer mir imstande sein könne, die Zugehörigkeit zu meiner Art zu bestimmen, und daß auch Kollege Söhner durch meine Gegenseindung nur irre gemacht werden könne. Nachdem mir aber nun die ausführliche erschöpfende Beschreibung und zahlreiche ausgezeichnete Bilder des Münchner Fundes von Frau Dr. Dieß und von Söhner selbst vorliegen, bin ich in meiner Sicherheit schwankend geworden. Der Fall gibt zu denken.

Nehmen wir einmal an, der Münchner Pilz sei wirklich, wie ich immer noch glaube, meine *Psalliota meleagris*: ist das nicht ein Skandal, wenn der Autor sein eigenes Kind nicht mit völliger Sicherheit wieder-

---

\*) Aus technischen Gründen konnte das schon längere Zeit vorliegende, umfangreiche Material über das gleiche Thema erst jetzt veröffentlicht werden. Wir sind mit Arbeiten über *Chitonias* u. dgl. so reichlich versehen worden, daß wir das Interesse unserer Leser nicht auf einmal für all diese Arbeiten in Anspruch nehmen durften. Der folgende Aufsatz von Herrn Schäffer wurde seinerzeit gleichzeitig mit der Arbeit von Herrn Soehner (*Z. f. P.* 1931) eingesandt, sodaß beide Autoren ihre Arbeiten vor der Drucklegung konnten. — Man vergleiche bitte auch *Z. f. P.*, 15, 1931, Heft 5, T. 18.

erkennt? Ich weiß sehr wohl, wüßte es, auch wenn Söhner es mir nicht ausdrücklich versicherte, daß ihm nichts ferner liegt als ein solcher Vorwurf gegen mich oder meine Diagnose. Aber ich selbst habe ja zuerst über die mangelhaften Literaturdiagnosen mich sehr deutlich ausgesprochen, habe im stillen den Kopf geschüttelt, als Männer wie Romell oder Bresadola ihre eigenen Arten mir nicht sicher identifizieren konnten, und nun — sitze ich in der gleichen Verdammnis! Und bekenne heute demütiger als damals: Die Schwierigkeit der Pilzbestimmung liegt nicht bloß in der Schwierigkeit oder Unlösbarkeit historischer Probleme (d. h. in der Feststellung, was ein älterer Autor mit seiner kümmerlichen Beschreibung gemeint hat), sondern in der Schwierigkeit, ja selbst Unmöglichkeit, angesichts der Naturobjekte selbst festzustellen, ob zwei verschiedene Formen zusammengehören oder nicht. Ich kann im vorliegenden Fall nur feststellen: alles, was Söhner über die ökologisch, durch Umwelteinflüsse bedingte Veränderlichkeit seines Pilzes, besonders hinsichtlich Bräunung des Hutes durch Belichtung, sagt, habe ich in 10jähriger unablässiger Beobachtung an vielen Hunderten von Exemplaren niemals finden können. Wohl habe ich gelegentlich, äußerst selten, auch ganz oder fast weiße Exemplare gefunden, aber das waren immer ausgebleichene alte Hüte mit sehr gestreckter Oberhaut, die übrigens genau an den gleichen Standorten wuchsen wie die andern. Sonst sind meine Pilze durchweg viel dunkler, obgleich sie fast immer in sehr gedeckter Stellung, im dichtesten Ufergebüsch der Havel, im Schatten der Kastanien eines Restaurantgartens oder im dunkelsten Strauchdickicht des Parks, oft von Laub noch besonders zugedeckt, wachsen; es müßten also in München noch andere unbekannte Ursachen für den dortigen partiellen Albinismus angenommen werden: Standort? Klima? oder am Ende doch Rassenunterschiede, also Faktoren, die den Systematiker angehen? Das ist nun eben das Problem, das auch ich, der Autor des Tintenchampignons, vorerst nicht lösen kann. Die Pilze sind ein unterirdisch Geschlecht, das Jahre, Jahrzehnte im Verborgenen lebt und webt, und wenn es mal, nicht sich selbst, nur seine Fruchtkörper ans Licht stellt, sich in den tollsten Maskeraden und Verkleidungen gefällt, quallenhafter als die Quallen sich jedem festen Zugreifen, jeder Fixierung entziehend. Was ist in unserem Fall zu tun? 1. Söhner sucht zehn Jahre lang in München, wir Berliner ein weiteres Jahrzehnt hier alle Fundstellen darnach ab, ob wir nicht völlig übereinstimmende Pilze finden können. 2. Wir versuchen, unsere Pilze herüber und hinüber künstlich zu verpflanzen: ob beide „Rassen“ sich konstant erhalten oder ob sie auf fremdem Boden sich wandeln; der erstere Fall wäre ein exakter Beweis gegen die systematische Identität; der letztere aber — könnte auch ein Teufelstrug sein, gegen den wir wehrlos sind, solange wir die Pilze nicht auf sterilem Boden züchten. — Wie wär's, Herr Dr. Passecker, wenn Sie sich der Sache annähmen?

\* \* \*

Seit mehreren Jahren weiß ich und habe es auch öffentlich bekanntgegeben, daß ich nicht der erste war, der den Tintenchampignon in Händen hatte. 1908 schon hat kein geringerer als der hervorragende französische Pilzforscher R. Maire meinen Pilz — abgesehen von einem angeblich einfachen Ring — völlig eindeutig beschrieben, und zwar als var. *lepiotoides* (meine „Rebhuhn“form 1925) und als var. *obscurata* (meine „Perlhuhn“form) einer älteren französischen Art *Psalliota xanthoderma* Genevrier, die im Typus ein schneeweißer, gelbanlaufender, übelriechender Champignon sein soll. Ich hätte selbstverständlich, wenn ich seinerzeit Maires gute Beschreibung in B.M.Fr. gekannt hätte, meine Art nicht unter neuem Namen herausgebracht. Aber ich hätte doch nicht zugeben können, daß es sich um eine bloße Varietät einer reinweißen Art handle, hätte also vielleicht die Art in *Psalliota lepiotoides* oder, da es bereits zwei andere Pilze dieses Namens gibt, in *Psalliota obscurata* umgetauft. Nachdem ich aber einmal meinen eigenen Namen veröffentlicht hatte, sah ich bisher keinen zwingenden Grund, ihn zurückzunehmen, da ich bis jetzt felsenfest überzeugt war, daß eben die Mairesche Unterordnung meines Pilzes unter eine weiße Art abwegig sei. Darin hat mich noch die Beschreibung und Abbildung bestärkt, die Konrad Jc. sel. Fung. Tafel 30 von Pilzen aus dem Jura gibt, obgleich dort auch die Maireschen Varietäten kurz erwähnt sind. Trotz mancher Übereinstimmungen in Haltung, Fleischverfärbung und Geruch (nach „Karbon“) macht es mir der schneeweiße, seidigglatte, schuppenlose Hut und besonders die größeren Sporen (6—8/3,5—4,5) dieses Xanthoderma-Typus unmöglich, ihm mein „Perlhuhn“ unterzuordnen. Der Münchner Fund ist nun zwar auch nicht ohne weiteres mit diesem Xanthoderma-Typus identisch, aber er stellt mit seiner helleren, glatteren Oberhaut ein Mittelding, eine Brücke zwischen *meleagris* und *xanthoderma* dar. Damit gewinnt die Annahme Maires, daß das „Perlhuhn“ doch zu der weißen Xanthoderma zu stellen sei, ein bißchen an Wahrscheinlichkeit. Eine Entscheidung läßt sich noch nicht fällen. Wir werden uns auch noch mit Konrad in Beziehung setzen, vor allem die Sporen- und Geruchsfrage klären müssen. Kommen wir dann schließlich vielleicht zur Überzeugung der Identität aller drei Vorkommen in Jura, Bayern und Mark, dann erst werden wir mit vereinten Kräften imstande sein, die umfassende Diagnose zu geben, die Söhner vorschwebt: als ideales Ziel gemeinsamer Arbeit. Bis dahin ist es besser, wir lassen jeder seine Beschreibung für sich bestehen. Ob wir je dazu kommen werden, zu erklären, warum in der Mark — und übrigens auch im Harz, wo Frl. Seiffart meinen Pilz gefunden hat — nur dunkle Pilze wachsen, wenn es sich nicht um eine eigene Art handelt, das steht dahin. Für mich ist der Fall jedenfalls eine Lehre: künftig weniger heftig über die vielen verfluchten „Duplikate“ in der Literatur zu schimpfen, die dem Pilzbestimmer das Leben so sauer machen.

Ähnliches Kopfzerbrechen, wie dem verehrten Kollegen Söhner der Vergleich unserer beiden Arten, macht mir seit drei Jahren die *Chitonia Pequinii* Boud. Nach der sehr gründlichen Beschreibung und den meisterhaften farbigen Darstellungen Boudiers in B.M.Fr. 1901 und im Tafelwerk handelt es sich um einen großen derben weißlichen egerlingartigen Pilz, der nur zum Unterschied von *Psalliota* keinen Ring, dafür eine um so ausgeprägtere äußere Hülle haben soll, repräsentiert durch eine ausgesprochen scheidige, vom Stiel zackig abstehende Volva und durch eine über den ganzen Hut sich ausbreitende, in viele Fetzen zerrissene weißliche Deckhaut (wie bei *Amanita*), unter der am Rand dunkelbraune Schuppen zum Vorschein kommen, nach der Mitte zu aber verdeckt sein sollen. Weitere markante Merkmale sollen sein: braun anlaufendes Fleisch, runde Sporen von 6—7  $\mu$ , dichte Randriefung und faserigschuppige oder schollige Zerklüftung der gebräunten Stielspitze. Wenn diese Beschreibung stimmt, dann ist mir die Art unbekannt. Aber seit Juni 1928 finde ich, vereinzelt am Straßenrand hinter Sanssouci, geradezu massenhaft aber von Mai bis November auf Gartengrundstücken der Sonnenlandstraße hier über alten Müllascheschüttungen einen Champignon, der, keiner anderen bekannten *Psalliota* vergleichbar, in Haltung, Kaliber, Velumverhältnissen, Sporengröße und auch einigermaßen in der Fleischverfärbung mit der Boudierschen Art übereinstimmt, aber von ihr scharf und unzweideutig getrennt ist durch einen klar ausgebildeten Ring, fehlende Randriefung, fehlende braunschuppige Zerklüftung der Hut- und Stielhaut. Ich habe deshalb meine Art zunächst als *Psalliota vaginata* n. sp. bezeichnet und unter diesem Namen an Bresadola und an Lange geschickt. Lange war der Pilz neu; Bresadola verwies mich auf *Psalliota campestris* var. *alba*. Nach langem Schwanken bin ich heute fest davon überzeugt, daß es sich trotz allem um die von ihrem Autor selbst nicht ganz richtig verstandene Boudiersche Art handelt, die ich aber in *Psalliota Pequinii* umbtaufen muß. Ich gebe im folgenden nur in den entscheidenden Punkten eine ausführliche Beschreibung:

*Psalliota Pequinii* (Boudier) Schäffer, Scheidenegerling, Gamaschenchampignon.

Großer fester weißlicher Egerling, bis 20 cm hoch und breit, bis zu einem halben Pfund schwer.

H. elfenbeinweiß, isabell, strohgelblich bis ocker; Oberhaut meist kahl, glatt, kaum glänzend, seltener gegen Rand etwas feinfaserig auflösend (1,b)\*), nie schuppig beobachtet, aber in der Jugend oft  $\pm$  spärlich überstreut mit satter schmutzgelblich (*umbra*) gefärbten, seltener abschilfernden (2a), meist angedrückten, schl. unklar verfließenden (4) oder ganz verschwindenden (3), aber auch feinfaserig auflösenden (1) dünnhäutigen Fetzen der Gesamthülle; Rand ursprünglich ein bis mehrere Zentimeter breit scharf eingeknickt bis eingerollt (1, 2), bis zum Knick

---

\*) Vgl. meine Abbildung, Z. f. P. 1931, Tafel 18.

immer fast rein weiß, oft scharf abstechend auch in der Farbe (5), auf der Oberseite nie gerieft; kugelig bis abgeflacht-niedergedrückt, bis zum Rand oft 20 mm dick und darüber.

L. blaß, dann fleischrot (blasser, dann satter indischrot, nie reinrosa), schl. schokoladebraun, Schneide oft deutlich von keuligen Randzellen weißlich geflockt, sonst wie gewöhnlich.

St. teils kurz und knollig, teils zylindrisch verlängert je nach der Tiefe, aus der er kommt, 5—20/2—5 cm, lange reinweiß abgesehen von Basis, später etwas gräulichweiß, an Spitze i. A. wenig schokoladebräunlich verfärbend, Oberhaut der Stielspitze feinseidig glänzend glattfaserig oder leicht rissig-geflockt, selten mit stärker-rissigen Gürteln (5). Unten kann der Stiel, wenn alle Velumreste abgestreift sind, ebenfalls kahl und glatt und glänzend sein, dunkelt aber mehr ins Rostbraune.

**Velum:** Bei guter Entwicklung sieht man meist um die Mitte des Stiels einen oberseits von den Lamellen dicht radial schokoladebraun gerieften, ziemlich dünnhäutigen Ring waagrecht abstehen (3, 4). Während aber sonst bei den Egerlingen der Ring mit der Stielspitze zusammenhängt durch eine an dieser hinauf laufende, mit ihr verwachsene, aber leicht ablösbare dünne Deckhaut, ist er hier abwärts mit dem Stiel verbunden durch eine ebenfalls dünne, am Stiel hinablaufende Deckhaut. Diese ist in ihrem obersten Teil am Ring meist schon etwas scheidenförmig gelockert, weiter abwärts aber mit dem Stiel ebenso fest verwachsen wie sonst mit der Stielspitze, läßt sich übrigens selten bis zur Stielbasis ablösen (2), sondern läuft meist schon weiter oben aus, oft schon einige Millimeter bis Zentimeter unter dem Ring, und oft wird ihr unteres Ende dann bei genauerem Zusehen in einer feinen Grenzlinie rings um den Stiel sichtbar (3). In diesem Fall verwandelt sich die scheidenförmige „Bestiefelung“ in eine kürzere oder längere, vielleicht bei der Streckung des Stiels unten abgerissene, vielleicht aber auch von Anfang an nur dort sitzende Gamasche. Diese Scheide oder Gamasche weist nun ferner, und das ist wichtig, zwischen ihrem oberen und unteren Ende oft noch 1 und selbst 2 weitere rings herumlaufende, oft zackig abstehende Gürtel auf (4, 5), die ich gelegentlich dort volvaartig ausgebildet gefunden habe (2) und die die wahre Volva, d. h. das äußere Velum, darstellen. Sie heben sich von dem oberen reinweißen Teil der Gamasche, an dem der Ring befestigt ist, oft durch dunkler bräunliche (umbragelbe) Farbe ab und verraten damit ihren ursprünglichen Zusammenhang mit der gleichfarbigen Stielbasis wie mit den Velumresten der Huthaut. Der obere Teil der Gamasche mit dem Ring stellt dagegen das innere Velum dar. Vergleicht man die Scheide mit einem Hemd, so sieht der Ring aus wie eine plissierte Halskrause; über den Ring sieht man an seiner Ansatzstelle noch eine sehr feine Leiste hinaufzugen, sozusagen das Halsbündchen (4).

In frühester Jugend bilden äußeres und inneres Velum wie bei allen Champignons eine undifferenzierte zusammenhängende wattige Füll-

masse, die am Stiel hinaufsteigend sowohl den Winkel zwischen Stielbasis und äußerem Hutrand wie den Hohlraum zwischen Stielspitze und Lamellen ausfüllt. Bei den gewöhnlichen Champignons ist das äußere Velum, obwohl fast nie ganz fehlend, schwächer ausgebildet, bleibt bei der Streckung des Stiels entweder an diesem als Volva oder flockige Bestiefelung (*silvatica*, *perrara*) oder am inneren Velum hängen und tritt dann am Ring als zweite Randkante oder in Form von Schuppen auf der Unterseite, kurz, als „Ringverdoppelung“ in Erscheinung (*meleagris*, *arvensis* etc.). Hier dagegen schiebt sich zwischen beide Wulstmassen der zentimeterbreit eingeknickte Hutrand (2b), dadurch rücken diese auseinander, bleiben aber noch durch eine dünne, den Stiel bekleidende Haut, die „Scheide“, miteinander in Verbindung. Dagegen muß sich, falls überhaupt je vorhanden, der Zusammenhang mit der Stielspitze frühzeitig gelöst haben (2b links!); man darf vielleicht das „Halsbündchen“ als ein Rudiment davon betrachten. Die Folge davon ist, daß der Ring, seines Zusammenhangs mit der Stielspitze beraubt, nur noch mit der unteren Stielbekleidung zusammenhängt, diese bei der Aufschirmung am Stiel scheidenförmig lockert, dabei oft genug auch von ihr zackig abreißt und dann am inneren Hutrand hängenbleibt und dort eine sehr auffallende dichte schokoladebraune Riefung hinterläßt (1b). Nicht selten, wenn der Pilz aus großer Tiefe heraufkommt, können sämtliche Velumspuren restlos verschwunden sein. Es hat mich viel Zeit und Mühe gekostet, bis ich diese Zusammenhänge einigermaßen erfaßt hatte.

**Fl.** frisch fast reinweiß, läuft langsam mohrrüben- bis hellfleischrot an, schneller über den Lamellen, dort manchmal im Alter stark schokolade-rußig gedunkelt. Geruch erfrischend säuerlich wie frischgesägtes Holz (*Boletus*- oder *Waldfreundgeruch*), manchmal fast an den obstigen *Russula*-Geruch anklingend. Sehr saftig, fest und hart, appetitlich und schmackhaft, roh angenehm süßlich, ohne jede Spur von salzigem oder sonstwie unangenehmem Einschlag. Selbstverständlich im frischen Zustand; überständige Champignons sind immer eklig!

**Sp.** rundlich 4—6/4—5, ausnahmsweise 7/4 bis 8/6, selbst 9/6.

**Bestimmung.** Das Fehlen einer Verbindung zwischen Ring und Stielspitze ist gewiß auffallend und rechtfertigte zur Not die Unterbringung in der Gattung *Chitonia* trotz des Rings, wenn man den Hauptnachdruck auf die Ausbildung einer äußeren Hülle legt, die auf Hut wie an Stielbasis sonst bei *Psalliota* selten so ausgeprägt ist wie hier. Eine Identifizierung meiner Art mit der Boudiers setzt voraus, daß man die von Boudier bei allen Exemplaren gezeichnete Randstreifung nicht zum Hut rechnet, auch nicht zur Hutoberseite, sondern als Rest des auf der Unterseite des Randes hängengebliebenen Ringes deutet. Da ich letzteres oft beobachtet habe, stehen dem keine erheblichen Schwierigkeiten im Weg. Die faserige oder schollige Auflösung der ± braunen Stielspitze ist mir dagegen recht fremd, braucht aber nur auf besonderen Verhältnissen bei der Streckung des Stiels zu beruhen und ist trotz Boudier kein entscheidendes Merkmal,

zumal ich Andeutungen davon auch gesehen habe (5). Worüber ich aber fast nicht hinwegkam, was mich jahrelang zwischen ja und nein herumwarf, das sind die breiten schokoladebraunen gefaserten Schuppen, die am Rand unter der Huthülle zum Vorschein kommen und auch nahe der Mitte zu unter ihr verdeckt liegen sollen. Aber bei genauerem Lesen merkt man, daß letzteres von Boudier nicht gesehen, nur vermutet worden ist. Nun müßte man zur Beurteilung einer Diagnose eigentlich immer wissen, nach wieviel Exemplaren sie aufgestellt ist. Ich rechne es Boudier hoch an, daß er darüber immer klaren Wein eingesenkt hat, und so hören wir hier, daß seine ausführliche Beschreibung nach einem einzigen Exemplar gemacht wurde, das er zudem nicht selbst gepflückt, sondern von Péquin über einen Dritten zugesandt bekommen hatte! Im Tafelwerk finden sich dann noch drei weitere Bilder, die diese braunen Schuppen nicht zeigen, und es wird dort auch nur noch von bräunlichen Schuppen gesprochen, die manchmal am Rand unter der Hülle hervorschauen. Ich nehme an, das ihm später noch zugekommene Material war so spärlich, daß er es nicht wagte, seine erste Darstellung gründlicher zu revidieren. Ich möchte annehmen, daß die braunen Randschuppen völlig abnorm ebenfalls von Ring oder Lamellen herrühren oder eine abnorme Verfärbung der Oberhaut entsprechend der Fleischverfärbung darstellen. Nun haben sich inzwischen in dieser Zeitschrift m. W. die ersten Taufzeugen für Boudiers Art gemeldet, Kallenbach 1927, Knauth 1928 und Buchs 1929. Unglücklicherweise hat Knauth die Darstellung Boudiers fast in allen Punkten bestätigt, immerhin mit beachtenswerten weiteren Abschwächungen („fein geriefter Rand“, „im Alter bräunliche breite Schuppen“; wo? am Rand? unter der Hülle? selbst Hüllreste? Das bleibt völlig ungeklärt!). Buchs spricht von einem „kaum gerieften Rand“ und von breiten schuppigfelderigen Trockenrissen, die mit Boudiers Randschuppen gewiß nichts zu tun haben. Auch von einem schuppig aufgerissenen Stiel hören wir hier nichts; kurz: Buchs hat bestimmt meinen Pilz vor sich, obgleich der Ring fehlte. „Bestimmt?“ Nun, ich persönlich bin davon fest überzeugt; nähme es aber niemand übel, der Boudier und seinen Zeugen mehr Glauben schenken möchte als mir, obgleich ich bisher der einzige zu sein scheine, der den Pilz eigenhändig in Massen gepflückt hat. Es sollte mich freuen, wenn ich durch Naturbelege widerlegt würde, dann hieße eben mein Pilz *Psalliota vaginata* mihi\*\*). Einstweilen bleibe ich dabei, daß mein wie Boudiers Pilz *Psalliota Pequinii* heißen muß. *Psalliota*, nicht *Chitonina*; denn der Ring, das

\*) Die Photographie Findeisens, Isis, Meißen 1930, zeigt die Randriefen auf der Hutunterseite wie meine Figur 1 b; ist inzwischen in dieser Zeitschrift 1931, Tafel 17 reproduziert worden.

\*\*\*) Nachtrag bei der Korrektur. Ich habe kaum einen Zweifel, daß die in zwischen, 1931, veröffentlichte Tafel 824 (auch 825?) in Bresadolas *Iconographia* unter dem Namen *Psalliota campestris* var. *alba* Fr. denselben Pilz darstellt. Seine Subsumierung unter *campestris* halte ich aber für abwegig. Man müßte ihn denn schon *Psalliota alba* nennen, doch spricht nichts dafür, daß Fries ihn gemeint hat.

Vorhandensein oder Fehlen eines inneren Velums entscheidet, nicht das Vorhandensein eines äußeren Velums, sonst könnte man die Hälfte aller Psalliota in Chitonia umnennen. Wie denn die Existenzberechtigung einer besonderen Gattung Chitonia von der Frage abhängt, ob es völlig ringlose Champignons gibt.

\* \* \*

Zum Schluß noch die Frage: Was kann denn eigentlich bei den Egerlingen als konstantes Merkmal gelten? Die Farbe? Die Schuppenbildung? Die Größe? Die Haltung? Die Stielfüllung? Die Knollenbildung? Die Velumverhältnisse? Die Fleischverfärbung? Der Geruch? Wie sehr alle diese Merkmale variieren, d. h. von den Zufällen der Umweltfaktoren abhängig sind, das habe ich in zehnjähriger Beobachtung an meinem Tintenchampignon zur Genüge verfolgen können. Blicke noch die Sporengröße. Läßt man sie als völlig konstant gelten, wie Ricken das empfiehlt, dann wird man ja bei einer Bestimmung kaum in Verlegenheit kommen, bewegt sich aber oft bedenklich im Kreis der *petitio principii*, wenn Sporenangaben und makroskopisches Bild nicht zusammenstimmen wollen, oder wenn man, wie ich, mitten in einem Ring einwandfreier großsporiger *Psalliota cretacea* Ricken zwei wenig abweichende Formen findet mit den kleinen Sporen von *silvicola*. Ganz abgesehen von den recht abweichenden Sporenangaben Reas und Langes, auch ganz abgesehen von den rein literarisch-historischen Problemen: Die Champignons geben uns Rätsel auf, an denen wir alle miteinander noch eine gute Weile zu raten haben werden. Laßt uns zusammenarbeiten, das ist besser, als auf jemand warten, der uns einmal die Lösung aller Rätsel fix und fertig bescheren wird!

---

## Forschungs- und Erfahrungsaustausch.

---

### Der schwärzende Rübbling.

*Collybia fuliginaria* Batsch

= *C. nigrescens* Quél. = *C. succosa* Peck = *C. atramentosa* Kalchbr.

Von B. Knauth, Dresden 20.

Weil dieser Pilz in Rickens *Vademecum* fehlt, beschreibe ich ihn kurz:

**H.:** erst ledergelb, bald sepiafleckig und ausgetrocknet ganz sepia, fast schwarz, 1—3 cm breit, erst glockig, dann ausgebreitet, stumpf, sehr dünn, erst bereift, dann kahl, Rand gestreift.

**L.:** erst weißlich, dann ockerlich und sepiafleckig, schwachbuchtig angeheftet, fast gedrängt, ungleich.

**St.:** erst gleichfarbig, dann sepiafleckig, im ausgetrockneten Zustand fast schwarz, 25—35: 2—3 mm, knorpelig, glatt, kahl, walzig, röhrig.

**Fl.:** weißlich, wird an der Luft schwarz, wasserreich, ohne besonderen Geruch und Geschmack.

# ZOBODAT - [www.zobodat.at](http://www.zobodat.at)

Zoologisch-Botanische Datenbank/Zoological-Botanical Database

Digitale Literatur/Digital Literature

Zeitschrift/Journal: [Zeitschrift für Pilzkunde](#)

Jahr/Year: 1932

Band/Volume: [11\\_1932](#)

Autor(en)/Author(s): Schäffer Julius

Artikel/Article: [Psalliota xanthoderma und Pequinii 68-75](#)